

Jean-Paul [Fortsetzung]

Autor(en): **Rasmussen, Holger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Künstlerroman von **Holger Rasmussen**. Deutsch von Friedrich von Känel, Aeschi.

(Fortsetzung statt Schluß).

Jean-Pauls Haar war ganz weiß geworden.

Ganz sonderbar wurde sein noch junges Gesicht mit den dunkeln, milden, immer lebhaften und klaren Augen von dem verblichenern Kranz des Haares eingerahmt. Ob schon bereits ein halbes hundert Jahre alt, war er doch noch immer sehr jugendlich und froh.

In dem großen, reisenden Hippodrom, wo die Vier im letzten Jahr angestellt gewesen waren, leistete er, um nicht müßig zu gehen, Dienste als Regisseur und Manègeführer. Uebrigens war er auch sonst stets beschäftigt. Denn nach und nach hatte er, ohne selbst Anstrengungen zu machen, Hugo und Alexander unter seinen geistigen Einfluß gezogen.

Die beiden jungen Leute betrachteten Jean-Paul als den merkwürdigen Mann, der er war, und sie umfaßten ihn fast mit den gleichen kindlichen Gefühlen wie Jngolf. Sie kamen von selbst und teilten die vielen kleinen Sorgen und Freuden ihres Lebens mit dem ältern Freund, und Jean-Paul nahm dankbar ihr Vertrauen entgegen. Er riet und tröstete, trauerte und freute sich mit ihnen.

Was das Verhältnis zwischen den drei jungen Menschen anbetrifft, so wurden sie innig miteinander durch jenes starke Band verbunden, das in einem gemeinsamen arbeitsvollen und sehr entsagenden Leben mit täglicher gegenseitiger Fürsorge und Verantwortlichkeit für einander geflochten wird. . . .

Zuweilen konnte ein Gedanke die Seele Jean-Pauls gleichsam wie der Schatten eines vorüberhuschenden Vogels streifen. Dies geschah meistens, wenn er von weitem Jngolf in Träume versunken dastehen sah.

Er betrachtete seinen Pflugesohn und sah . . . daß er nun ein erwachsener Mann war.

Und da geschah es, daß jener dunkle Flügelschlag einen Augenblick seine Seele beschattete konnte: Wie weit reichte der Weg des Glückes noch?

Wie weit waren die Zwei gekommen? Wie weit ein anderer? Wie weit Jngolf?

So weit gelangt, fiel das eigene Ich Jean-Pauls ganz außer Betracht.

Es war nur wahrscheinlich und recht, wenn Jngolf eines Tages sich zu einem Weib hingezogen fühlte. Diesen Gedanken für sich betrachtet fand Jean-Paul sehr klar und natürlich. Aber was dann? . . . Er konnte ganz gut teilen. Teilte gerne mit einem andern. . . . Aber Jngolf selbst. . . . Was würde er tun? Würde er auch beständig den guten Weg des Friedens und der Zufriedenheit wandern können? Würde das Glück leben bleiben? Vielleicht reich leben, reicher als jetzt? . . . Oder sterben? . . . Würde er mit geschickter Hand das große Glücksrad der Liebe drehen?

Einen kurzen Augenblick konnten solche Gedanken durch den Kopf des Künstlers jummeln. Aber sie verstummten schnell und kehrten nicht oft wieder.

Jean-Paul war viel zu sehr Kind, als daß er nicht ganz die Freude des Augenblicks und des Tages umfassen konnte, ein allzu kluger Mann, um sie mit unzeitigen Grübeleien zu trüben.

Er stand mitten in seinem Leben wie auf einer großen blumenbedeckten Wiese mit klarer Luft über seinem Kopf und einer einsam segelnden Wolke von dunkeln Silber. Weit hinter ihm und weit, weit voraus träumten am Horizont die Schatten dunkler Wälder und die Dämmerung der Ferne oder vielleicht eines nahenden Abends. Aber über dem hohen wogenden Sommergras und den frohen Scharen der Blumen leuchtete noch die Sonne warm und klar — herrlich wie nie vorher.

XIV.

Da war es eines Abends gegen den Herbst hin.

In „Brantings großem Hippodrom“ war die Vorstellung gerade zu Ende. Ein sprühender Galopp begleitete den letzten Teil des Publikums an die Türe, und ein paar Diener standen schon im Begriff, die Lichter in dem großen Raum zu löschen.

Kurz nachher wurde zur Fütterung gepfeifen, und die Stallknechte krönten am Futterkasten mit ihren Säcken zusammen.

Auf das Signal hin entwirfelte sich plötzlich ein gewaltiges Leben durch die lange Reihe der Pferdebestände hinab. Die Tiere

raffelten mit ihren Ketten, trampelten, schnauften und prusteten. Einen Augenblick stieg dieser Lärm von ungeduldigen Freudenäußerungen angesichts der nahenden Mahlzeit, bis sich nach und nach eine große, behagliche Ruhe über das hungrige Tierlager senkte.

Hugo, Alexander und Jngolf, die gemeinschaftliche Garderobe hatten, waren noch nicht fertig mit dem Umkleiden.

Jngolf sah noch vor seinem Spiegel mit einem großen, wolkigen Mantel um die Schultern. Er starrte mit einem müden, etwas verzagten Ausdruck auf seinem Gesicht in den Spiegel und schien nicht den Mut zu haben, sich umzukleiden. Dann und wann zog ein kurzer Schauer durch seinen Körper. Er zog den Mantel fester um sich und kauerte auf seinem Stuhl zusammen.

Hugo und Alexander waren beinahe fertig. Sie wuschen gleichzeitig die Hände in einem Becken, nachdem beide erst bedächtig ins Wasser gespieen hatten. So war man nachher gegen Uneinigkeit gesichert. . . .

„Du fällst in Träumereien, Jngolf!“

Alexander winkte mit dem Handtuch dem jungen Artisten zu. „Beete dich ein wenig, ich bin völlig hungrig wie ein Wolf!“

Eine Sekunde antwortete Jngolf nicht. Aber dann fragte er langsam:

„Habt ihr heute abend mir etwas Ungewöhnliches anmerken können?“

Die beiden Brüder sahen ihn an, und Hugo sagte:

„Ungewöhnliches? In der Manège?“

„Nein, ich habe nichts bemerkt.“

Alexander bestätigte dies.

„Warum?“

„Ja. . . D. . .“

Jngolf bedachte sich einen Augenblick:

„Mir war die ganze Zeit so seltsam zu Mute. Mein Kopf war so heiß, und ich schwitzte auch viel stärker als sonst.“

Die Brüder schnitten ein bedenkliches Gesicht, und Hugo fragte:

„Und jetzt, wie ist dir?“

„Mich friert. . . . Ja, das heißt, mich friert innerlich, wie mir scheint. Meine Wangen sind ganz heiß. Aber ich fühle mich nicht wohl.“

Hugo ging hin und legte die Hände um seinen Kopf.

„Ja, du hast wohl im Durchzug gefressen oder dich an dem einen oder andern Ort erkältet. Du bist auch ein verteuftelt unvorsichtiger Junge! Willst du nicht herkommen, dich entkleiden und dann zu Bett bringen lassen?“

„Soll ich nicht hinüberlaufen und warmes Gierbier für dich kochen lassen?“

Und Alexander zog eilig seinen Leberrock an:

„So etwas ist immer gut gegen Erkältung!“

Und er lief, ohne eine Antwort abzuwarten. . . .

Jngolf hatte sein Bier erhalten und war in dem großen, ausgezeichnet eingerichteten Wagen zu Bett gebracht worden, wo die vier Jean-Pauls zurzeit ihr Heim hatten. Man hatte ihn fürsorglich in eine Menge wollener Decken eingehüllt; aber gleichwohl schlotterte er noch eine Zeit lang vor Kälte. Seine Zähne schlugen zusammen, und er stritt sich mit einer Reihe leichter Fiebererscheinungen herum, als drehte sich eine unendliche Silberwalze vor seiner aufgeregten Phantasie.

Aber als Jean-Paul um ein Uhr die Lampe löschte und zur Ruhe ging, schien Jngolf sicher zu schlafen. Und als er am nächsten Morgen ein wenig später als sonst erwachte, hatte das Fieber ganz nachgelassen. Er befand sich wohl, nur noch ein wenig matt nach dem überstandenen Schweiß — sonst nichts. . . .

Der gewaltige Wagenzug Brantings zog von Osten nach Westen durch die Lande. Er froh langsam durch die ersterbende Natur wie ein großes Tier, aus vielen lebendigen Gliedern zu sammengesetzt. Durch tote Gegenden und fahle Wälder unter ewig wechselndem Himmel gegen Westen, gegen Westen. . . .

Und beständig folgten die vier Jean-Pauls der Karawane. Langsam rollte ihr Dasein weiter mit den gewaltigen Wagen,

an einer Station nach der andern vorüber durch den Schwarm von Städten der Länder. Eine um die andere stiegen sie aus der Dunkelheit der Ferne auf, wurden erreicht, verlassen, schwanden und wurden vergessen . . . Immer gegen Westen, wo der Tag verblich . . .

Aber über dem Leben und Wirken der Vier leuchtete nicht mehr die gleiche glückliche Sonne.

Eine kalte feuchte Hand hatte sich plötzlich zwischen sie gestreckt und umklammerte oft mit ihren Knochenfingern die Herzen aller und preßte sie, sodaß Blut floß . . .

Der arme Jngolf!

Es war nicht bei dem einen Anfall von Abendfieber geblieben. Der Anfall war in den letzten Wochen immer häufiger wiedergekehrt, und die Mattigkeit, die jeder neuen fiebergeplagten Nacht folgte, nahm beständig zu.

Man erkannte leicht, wie seine Kräfte schwanden. Es war Unsicherheit in seiner Arbeit bemerkbar, und trotz der großen Aufmerksamkeit und Sorgfalt Hugos und Alexanders mißlangen oft einmal ums andere die einfachsten Tricks.

Zuweilen konnte er mehrere Tage nacheinander sich ganz wohl befinden, und sogleich flammte neue Hoffnung im Herzen aller auf. Aber gerade, wenn man am frohesten war, konnte Jngolf von einem heftigen Hustenanfall und darauffolgender Atemnot ergriffen werden. Dann fiel man wieder zurück in die drückende und angstvolle Stimmung, den grauen Nebel des Mißmutes, unter dem ihnen nun die Tage verstrichen.

Jngolf fühlte keine Schmerzen, war aber sehr müde.

Der Arzt, den man aufgesucht hatte, sprach sich nicht bestimmt über seine Krankheit aus. Sie verziehe sich wohl, meinte er, wenn der Frühling und die Wärme kämen. Er empfahl Ruhe, reichliche kräftige Kost, alle Tage ein wenig guten Wein und Geduld. — Jngolf hatte aufgehört zu arbeiten. Es hatte sich von selbst verboten. Er konnte nicht.

Hugo und Alexander hatten sich eine selbständige Nummer komponieren müssen und zugleich viele andere Arbeit übernommen, um nicht ihre gute Stelle zu verlieren . . .

Der Herbst verstrich mit klaren, kühlen Tagen, hoher Luft und stillen blanken Nächten.

Jngolf befand sich eigentlich recht wohl. Er hustete zwar stark; aber das Fieber hatte sich in der letzten Zeit immer seltener eingestellt. Er war auch bei ganz gutem Mut und in der Regel derjenige, der den Humor aufrechtzuerhalten suchte, wenn die andern drei zuweilen sich von Schwermut und bangen Ahnungen bedrückt fühlten.

Aber Jean-Paul?

Wie die Zeit verging und die Gewißheit von der Gefährlichkeit der Krankheit Jngolfs stieg, da senkte sich langsam der Mut einer großen Resignation in die Seele des Artisten.

Er, der gelebt und gelitten und das Glück kennen gelernt hatte, er wagte nun seinen Kopf zu erheben und mit voller Klarheit diesem letzten großen Ansturm der Sorge entgegenzusehen, der langsam seine Wolkenmassen am Himmel dahinwälzte.

Die ewige Wahrheit des Daseins, die Weisheit des Leidens, die einmal an einem dunkeln Tag weit draußen in seiner Seele aufgedämmert waren, er hatte sie nun endlich erreicht.

Er fühlte und wußte es untrüglich sicher: jetzt würde der letzte große Sturm kommen, und dann mußte der Sturm zu Ende sein. Alle Jugend des Herzens eine gestürmte Schanze! Frieden! — Jetzt stand er mitten in der Klarheit und mit einer im Leben errungenen Kampfruhe in seiner Brust. Und der Glanz der Wahrheit legte gleichsam eine Märtyrerglorie um sein Haupt. Jean-Paul hatte das Adelszeichen des Leidens gewonnen. Er klagte nicht, er trostete nicht gegen das Glück, das verschwand; aber er dankte auch nicht für das, was gewesen war. Er bezahlte von dem teuern Eigentum seines Herzens — und schwieg.

Um Jngolf war er beständig mit großer, liebevoller Sorgfalt beschäftigt. Er pflegte und half, tröstete und stützte Mut ein. Er konnte an einem grauen Tag die Wolken verschrecken und Sonne hervorlocken. Offen lächeln vor andern und still für sich selber weinen!

Freude ist Ersatz für die Armut der Naiven, Sorge die Besteuerung der Klugen!

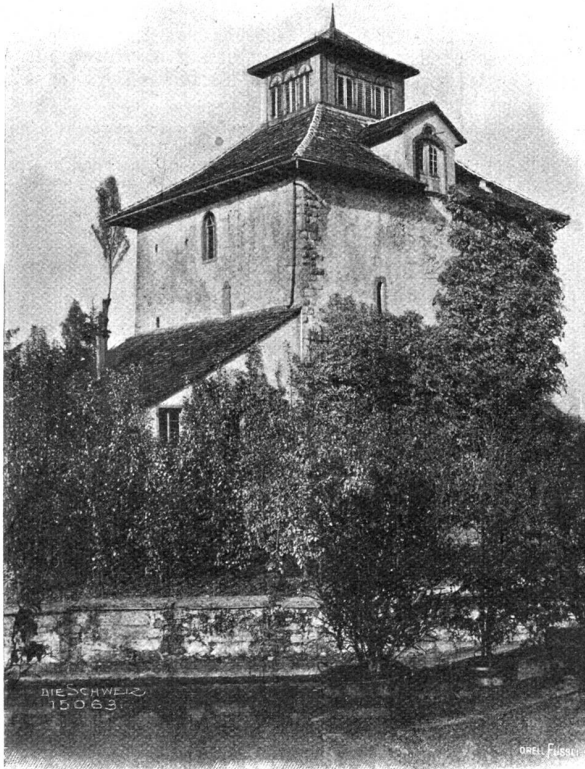
(Schluß folgt).

Das Schloß Pfäffikon.

Mit einer Abbildung nach photographischer Aufnahme des Verfassers.

Inmitten des Dorfes Pfäffikon, das dem grünen Giland der Ufenau gegenüberliegt, erhebt sich ein massiver, quadratisch gebauter Turm, der rings von einem sorgfältig erhaltenen Wassergraben umgeben ist. Im Sommer, wenn reiches Grün das uralte Gemäuer umrankt, ein Idyll, im Winter, wenn die kahlen Mauern zwischen den entlaubten Ästen aufragen, ein Bild der Melancholie.

Dies sind die Ueberreste des einst bedeutenden Schlosses Pfäffikon, das in den frühern Kämpfen der werdenden Eidgenossenschaft eine wichtige Rolle gespielt hat. Seine Geschichte ist mit der des Stiftes Einsiedeln eng verknüpft, dem es seit der Gründung fast ununterbrochen durch Jahrhunderte zu eigen blieb. Erbauer des heute noch bestehenden Turms ist Abt Anselm von Schwanden (1234—1267), der sowohl dem klösterlichen Besitzum als solchem, wie auch den Mönchen in unruhigen Zeiten zum Schutz dienen sollte und in der Folge auch oft gebietet hat. So schon im Frühjahr 1314 nach dem Ueberfall des Klosters Einsiedeln. Uebrigens waren die Mönche auch auf ihrem festen Schloß nicht absolut sicher, wie der Ueberfall des Grafen Hans von Napperswil (1334) beweist, der den Abt Konrad II. gefangen wegführte und das Schloß plünderte. Wohl um solchen Zwischenfällen vorzubeugen, schlossen die Aebte in der Folge mit den Herzogen von Oesterreich, von 1386 an mit der Stadt Zürich Burgrechtsverträge ab. Unter Abt Burkhard Weissenburg (1418) wurde das Schloß restauriert und erweitert, indem er rings um den Turm feste Wohnhäuser errichten ließ, die erst im achtzehnten Jahrhundert abgerissen wurden. Beim Ausbruch des alten Zürichkrieges legten die Zürcher eine starke Besatzung hinein, und dorthin sandten die Schwyzer auch ihren Absagebrief. Als aber die Zürcher mit ihrer Hauptmacht nach Napperswil abzogen, übergaben die Hofleute das Schloß den Schwyzern, denen es im weitem Verlauf der Fehde auch verblieb. Im Schloß Pfäffikon erfolgte später die Ernennung Zwinglis zum Leutpriester in Einsiedeln; nach den Schlachten von Kappel und am Gubel wurden dortselbst die Kriegsgefangenen untergebracht. Nach dem Brand des Stiftes Einsiedeln fanden die Mönche



Schloß Pfäffikon.